spielte noch immer dieses Herrn Otto Deimichel so unbequeme Spottlächeln.

„Na, dem will ich Sie ja nun jetzt überheben, verehrter Herr Deimichel. Ich mache eben von dem bewußten Passus Gebrauch, den Sie so freundlich waren, in den Kontrakt hineinzuschreiben, und kündige Ihnen hiermit das Vertragsverhältnis . . . Sie können ja Ihr Geld Herrn Willibald Most zu einem Konkurrenzunternehmen geben!"

„Das werd' ich auch!" schrie Deimichel, der wütend von seinem Sessel aufsprang, „das werd' ich auch! . . . Solche Undankbarkeit war ja noch gar nicht! So lange die Leute keinen Groschen in der Tasche haben, ist man ihnen gut genug, aber kaum hat man ihnen rausgeholfen, da geben sie einem auch schon 'nen Tritt!"

Der Baron hatte seinen Hut genommen und wollte mit leichtem Gruß das Zimmer verlassen. Da, wie er eben die Klinke niederdrückte, wurde die Tür von der anderen Seite geöffnet, und Gertrud Deimichel trat mit geröteten Wangen und ängstlich fragenden Blicken in das Zimmer.

Der Baron küßte ihr höflich die Hand und mußte nun wohl oder übel noch ein wenig bleiben.

„Sag' mal, Papa, warum zankst du dich denn mit dem Herrn Baron?"

Sie sah ihren Vater dabei mit dem Ausdruck des Hasses an, und in ihrer Stimme grollte der böse Trotz des verwöhnten Millionärkindes. Und dieses Mädchen war vielleicht die einzige Person auf der Welt, gegen welche die brutale Energie des Vaters machtlos blieb.

Der Alte brummte etwas in seinen weißlich-grauen Schnurrbart und meinte dann: „Ich hab' doch nicht damit angefangen!"

„Na, um was handelt es sich denn?" fragte sie.

„Das sind geschäftliche Dinge, die Ihrem Verständnis doch wohl fernliegen, mein gnädiges Fräulein", sagte der Baron.

„Ich möchte es aber doch so gern wissen", bat sie und sah ihn dabei so flehentlich an, daß er, der allezeit Gutherzige, ihr nicht widerstehen konnte, und sie mit einigen vorsichtigen und klug gewählten Worten über die Sachlage aufklärte.

„Und darum wollen Sie nicht mehr mit Papa zusammenbleiben?" fragte sie vorwurfsvoll.

„Sie konnten doch gar nicht wissen, ob Papa den Kontraktparagraphen, von dem Sie da sprechen, wirklich zu Ihren Ungunsten verwenden wollte!"

Der Baron zuckte die Achseln: „Leider darf ich mich da einem Zweifel nicht hingeben. In einem Theater, wo so viele Menschen zusammen sind, wird natürlich auch viel gesprochen, und die wenigsten Leute können reinen Mund halten. So weiß ich denn das, was ich hier sage, wenn auch auf Umwegen, aus Herrn Willibald Mosts Munde selber. Ich hätte ihn daraufhin sofort entlassen, wenn er nicht für mein Theater eine sehr tüchtige Zugkraft wäre . . . Übrigens sind mir derartige Machinationen auch äußerst gleichgültig!"

„Nu hören Sie doch mal, lieber Herr Baron —"

Otto Deimichel, der inzwischen Zeit gehabt hatte, zu überlegen, und der zu dem Schluß gekommen war, daß dieses Zurücktreten des Barons vom Kontrakt auf jede Weise verhindert werden müßte, bewies jetzt, daß er sich unter Umständen sehr anständig und sogar höflich benehmen konnte.

„Sie dürfen doch nicht vergessen, daß furchtbar viel geredet wird . . ."

„Gewiß", fiel ihm seine Tochter ins Wort, „nicht wahr, Herr Baron, da hat Papa doch ganz recht? . . . Die Leute sind hierher gekommen, der Herr Most und Rabener, und haben Papa in jeder Weise aufzuhetzen versucht. Und trotzdem glaube ich nicht, daß Papa jemals daran gedacht hat, Sie hinauszudrängen, wie Sie sagen . . ."

Otto Deimichel schüttelte energisch den Kopf: „Ich denke ja gar nicht daran!"

Und mit dem Tone des Biedermanns fügte er hinzu: „Sie können sich fest darauf verlassen, Herr Baron; ich habe ganz andere Absichten mit dem Theater gehabt!"

Und einen Moment innehaltend, fuhr er, mit wohlvorbereiteter Plötzlichkeit seinen Plan vorbringend, fort: „Ich wollte Ihnen ein großartiges Theater bauen lassen, wollte Sie da wegbringen aus der alten Spelunke, damit Sie mal in den richtigen Rahmen kommen und zeigen, was Sie können!"

Der Baron war keineswegs gerührt durch diesen Edelmut, er ahnte, daß hinter diesem so brillant klingenden Vorschlage sich etwas verbergen müsse, woraus jedenfalls nicht er den Nutzen ziehen würde.

Und instinktiv nach der richtigen Stelle dieser noch so zukunftsfernen Angelegenheit tappend, fragte er: „Wo dachten Sie sich denn das neue Theater, Herr Deimichel, wo denn?"

„Das weiß ich vorläufig selbst noch nicht", meinte Deimichel harmlos, „die Hauptsache ist natürlich, daß wir vorläufig an unserm Kontrakt festhalten!"

„An diesem Kontrakt?" — Der Baron deutete auf das noch immer auf Herrn Deimichels Sekretär liegende Stempelpapier hin: „Nein, diesen Kontrakt geb' ich Ihnen auf jeden Fall wieder und bitte Sie, mir mein Gegenformular auszuhändigen!"

„Schön", sagte Otto Deimichel und ging an seinen Geldschrank.

Wie er dann mit dem Kontraktformular zurückkam, nahm er die ebenfalls noch auf der grünen Platte des Schreibtisches liegenden Geldscheine und wollte sie dem Baron wieder aufdrängen: „Das nehmen Sie doch aber wieder! . . . Sie werden es schon brauchen, jedenfalls nötiger wie ich!"

„Nein", erwiderte der Baron bestimmt, „erstens brauche ich es nicht, und selbst wenn ich es brauchte, dann würde ich es nicht nehmen. Ich will ein freier Mann sein . . ."

Er dachte an ein großes, im modernen Stil erbautes Theater, das schon lange sein Herzenswunsch gewesen war: „Nachher kann man schon weiter reden."

„Na, und jedenfalls sind Sie doch wieder ausgesöhnt", lachte Trudchen und streckte ihre Hand hin, die er einen Augenblick in der seinen hielt.

„Zum Dank müssen Sie auf der Redoute am Sonnabend mein Kavalier sein, ja?"

„Ich könnte mir nichts Lieberes wünschen", sagte er mit seiner warmen, so zum Herzen gehenden Stimme.

(Fortsetzung folgt.)

Der neue Doktor.

Novellette nach dem Amerikanischen von Mary Werben.

(Nachdruck verboten.)

„Bär", sagte ich ganz leise vor mich hin, als ich Papas neuen Doktor so grimmig und schreckenerweckend sah. Vielleicht habe ich infolge dieses Eindrucks nicht genug auf seine Verordnungen gehört, jedenfalls war ich mir deutlich bewußt, daß ich als Krankenpflegerin nur eine mittelmäßige Rolle spielte. Es war wirklich schade, daß der arme Papa gerade da so krank werden mußte, als Mama und meine ältere Schwester Bella nach Baltimore gefahren waren. Mama sollte eine Kur unter Doktor Baker gebrauchen, und Bella konnte sie nicht allein lassen. Wenn wir nur unsern alten, guten Doktor gehabt hätten, so wäre es nicht so schlimm gewesen, aber da er verreist war, so hatte Papa diesen Doktor Greif holen lassen, von dem die Leute ein solches Aufsehen machten. Man erzählte sich, daß seine Praxis ganz wunderbar für einen so jungen Mann wäre (übrigens war er nahe an vierzig, was mir gar nicht so jung scheinen wollte, sei die Praxis auch noch so groß), und unangenehm war er wie ein Mann von siebzig.

Ich saß an Papas Bett, als er zum erstenmal kam. Ich hatte schon so viel von ihm gehört, daß ich trotz meiner Sorge um Papa neugierig auf ihn war, aber wie war ich enttäuscht, als ich ihn ansah. Er sah schrecklich aus, lang und dünn und ungeschickt, mit seinem ernsten Gesicht und seiner Mähne von gelbem Haar. Ich war gerade im Begriff, das Zimmer zu verlassen, da sagte er: „Will Miß Mason gefälligst das Zimmer verlassen", was Miß Mason denn auch mit größtmöglichster Eile tat. — Dies war der Anfang aller Demütigungen, die ich während Papas Krankheit erleiden mußte.

Als ich eines Morgens aus dem Fenster sah, erblickte ich zu meiner großen Überraschung Mama und Bella, die eben aus einem Wagen stiegen. Wie toll lief ich die Treppe hinunter, aber unglücklicherweise verwickelte sich mein Fuß in mein Kleid und ich fiel mit großem Gepolter die Treppe hinunter. Ein vollständiger Aufruhr entstand; der Doktor kam wie der Blitz aus Papas Zimmer gelaufen, Mama und Bella kamen auf mich zu und die ganze Zeit schrie Papa von oben herab, was vorginge. Ich schämte mich furchtbar, daß ich die ganze Szene veranlaßt hatte und wollte aufstehen. „Ach, es ist nichts, ich bin nur ausgeglitten", sagte ich und erhob mich, aber mir wurde plötzlich dunkel vor den Augen und ich wußte nicht mehr, was um mich herum vorging. Als ich wieder zum Bewußtsein kam, fand ich mich in den Klauen des Greif.

„Was fällt Ihnen denn ein, in so verrückter Weise durchs Haus zu laufen?" fragte er. Aber von meinem sichern Platz auf dem Sofa, wo er mich niedergesetzt hatte, ängstigte ich mich nicht so wie sonst vor ihm, und meine Antwort war ein schwaches Lächeln. Und es war recht gut, daß mein Schrecken vor ihm sich ein wenig gelegt hatte, denn mein armer, verrenkter Fuß erforderte seine Besuche während des ganzen Winters. Bald nach Mamas und Bellas Heimkehr ereignete sich eine sonderbare Sache. Wir saßen nachmittags beim Tee zusammen, als plötzlich Besuch angemeldet wurde, und wer kam herein? Kein anderer als Doktor Greif, und zwar mit kurz geschorenem Haar, was übrigens sein Aussehen durchaus nicht verschönte. Es war höchst seltsam, ihn schwatzen und lachen zu hören, und ich mußte ihn immerfort anschauen. Und als Fred Carow ebenfalls in unsern „Tee" hineinschneite, tat es mir ordentlich leid, daß freilich hatte ich Fred auch noch nie so langweilig gefunden. Nicht lange danach ereignete sich die zweite merkwürdige Sache. Ich bildete mir ein, daß ich ganz gute Verse machen konnte, und eines Tages brachte mir der Briefträger einen Brief: eine Zeitschrift hatte ein Manuskript von mir angenommen. Das war mir noch nie passiert und ist mir auch später niemals wieder passiert. Mein Machwerk war ein sentimentaler Herzenserguß; aber mir schien es damals hübsch und es klang, als ob sehr viel zwischen den Zeilen zu lesen wäre. Ich stand an der Haustür: es war ein wundervoller Frühlingsmorgen, und ich fühlte mich sehr glücklich. Ich wollte ins Haus, so rasch es mir mein immer noch schwacher Fuß erlauben wollte, da sah ich Doktor Greif kommen. In meiner Glückseligkeit schwenkte ich meinen Brief gegen ihn, er lächelte über mein seliges Gesicht, und das Lächeln brachte eine solche Veränderung in seinen Zügen hervor, daß ich bei mir dachte: Es lohnt schon beinahe, ein so häßliches Gesicht zu haben, wenn man es durch ein Lächeln so verschönern kann. Ich wartete weder auf einen Gruß noch auf eine Frage. „Denken Sie nur, mein Manuskript ist von der . . . Zeitung angenommen worden!" — „Ah, das ist gut, was haben Sie denn geschrieben?" — „Es ist ein reizendes Gedicht, soll ich es Ihnen aufsagen?" — „Bitte", und dabei setzte er sich auf die Bank vor der Haustür. Ich sagte mein Gedicht herunter, wurde aber ein wenig rot über meine eigene Kühnheit. Dann sah ich ihn an und wartete auf ein Wort des Beifalls. Aber nichts unterbrach das tiefe Schweigen, und ich fühlte, wie ich purpurrot vor Ärger wurde.

„Om", sagte er zuletzt, indem er aufstand, „wie steht es denn mit dem Fuß?"

Es schien vom Schicksal bestimmt, daß Doktor Greif mich stets im schlechtesten Licht sehen sollte. Bei jedem neuen Versehen, das ich machte, haßte ich ihn desto mehr, als ob er die Schuld an allem trüge. Stets erschien er, wenn man am wenigsten von ihm gesehen zu werden wünschte. — Kurze Zeit nach dem Ereignis mit dem Gedicht (was ich ihm nie vergeben werde) machte ich mich eines Tages auf, um mich nach einem Schüler aus meiner Sonntagsklasse umzusehen. Er sollte in einer Straße wohnen, von der ich nie gehört, in dem ärmsten Viertel der Stadt, und ich dachte mir gleich, daß ich mich dabei wohl verirren würde. Ich hielt mich unterwegs noch bei einem andern Schüler auf, der krank gewesen war. Die Mutter unterhielt mich, während John, der kleine Patient, für den Besuch in Ordnung gebracht wurde. Sie erzählte, wie grob der Kleine von dem Doktor behandelt worden sei. „Jetzt aber", schloß die Frau, „habe ich an Doktor Greif telephoniert, obwohl mein Mann mir sagte, der hätte zu viel mit reichen Leuten zu tun und würde gewiß nicht zu Armen kommen. Ich aber kehrte mich nicht daran und er kam auch gleich, nachdem ich an ihn telephonierte. Er ist ein wahrer Engel im Krankenzimmer." Als ich mir Doktor Greif als Engel vorstellte, mußte ich laut auflachen. Aber die Frau fuhr fort: „Wenn John ein Prinz wäre, könnte der Doktor nicht freundlicher sein." — Ich machte mich nun auf, meinen anderen Schüler aufzusuchen. Ich ging und ging, aber Bonaparte Blunket war nicht aufzufinden, immer hieß es: in der nächsten Straße oder nur um die Ecke, aber ich konnte nicht dahin gelangen, obwohl ich wanderte, wie mir beschrieben wurde. Ich hatte mich vollständig verirrt. Während ich mir klar zu machen suchte, was ich tun sollte, gab mein Fuß plötzlich nach, ich fühlte einen heftigen Schmerz und konnte keinen Schritt weiter. Das Einzige, woran ich denken konnte, war, den ersten Besten, der auf mich los kam, zu bitten, mir eine Droschke zu besorgen. Da sah ich einen Wagen. Eine plötzliche Hoffnung bemächtigte sich meiner. Er kam ja stets, wenn ich mich in einer unangenehmen Lage befand. Und wirklich!

„Doktor Greif!" rief ich, so laut ich konnte.

Er hielt die Pferde an und blickte mich mit großem Erstaunen an. „Was in aller Welt tun Sie denn hier in diesem verrufenen Viertel?" fragte er, während er mir in den Wagen half. Nun ich mich wohlbehalten in dem Wagen sah, kam es über mich wie Tollheit und Übermut. „Ach, ich machte Besuche", sagte ich recht von oben herab. „Man hat doch gesellschaftliche Pflichten, ich bin wirklich müde geworden." „Besuche," wiederholte er, „bei wem denn in dieser Gegend?" „Ich wollte zu einer Familie Blunket, aber es war nicht ihr Besuchstag." Ich bereute indessen meinen Unsinn, als er, meine Gegenwart gänzlich ignorierend, ein Taschenbuch herausnahm und darin zu blättern begann. Stillschweigend saßen wir da, er machte keinen Versuch mehr, die Unterhaltung wieder aufzunehmen, und ich hielt mir vor, daß ich mich recht dumm benommen. Plötzlich sagte er, ohne aufzublicken: „Nun, Miß Frances, haben Sie mir verziehen?"

„Was verziehen?" fragte ich, aber neuer Ärger überfiel mich.

„Haben Sie mehr Gedichte geschrieben?" fragte er plötzlich. „Nein," sagte ich steif. Meine Antwort schien ihn auch nicht zu interessieren, augenscheinlich hörte er gar nicht, was ich sagte. „Das Ding, das Sonett, das Sie mir aufsagten, gefiel mir gar nicht," sagte er dann. „Ah," sagte ich, als ob ich nicht schon gedemütigt genug gewesen wäre.

„Soll ich Ihnen sagen, warum es mir nicht gefiel?" fuhr er fort und sah mich mit einem sonderbaren Lächeln an. „Bitte", sagte ich mit anscheinendem Stolz, aber mit der tiefsten innerlichen Demütigung. Er runzelte die Stirn auf eine schreckliche Weise, räusperte sich und sagte: „Wie konnte es mir wohl gefallen, daß Sie irgendeinen Unbekannten anschmachten, wenn ich Sie für mich ganz allein haben möchte?"

Die Bäume um mich herum schienen sich auf eine plötzliche Wanderschaft begeben zu haben und sausten nur so an mir vorüber, in meinen Ohren brauste ein Wasserfall, ich sah den Doktor an und bemerkte, daß er immer weiter sprach; von dem, was er aber sagte, hatte ich nicht die leiseste Ahnung. Plötzlich hielt er an. „Sagen Sie vorläufig gar nichts", sagte er dann. Wir waren inzwischen ganz nahe an meiner Eltern Haus gekommen. „Wenn Sie mir sagen könnten", fing er wieder an, und die Milde und Sanftmut seines Tones erschreckte mich ordentlich, „aber nein, sagen Sie gar nichts außer „Ja". Lassen Sie sich Zeit, recht viel Zeit."

An der Tür hielt er an. „Wenn Sie möglicherweise „Ja" sagen könnten, so lassen Sie mich nicht lange warten."

Ich lief die paar Stufen hinauf, öffnete die Haustür und schaute nach dem Doktor zurück, der unten stehen geblieben war.

„Ja!", rief ich und schlug die Tür hinter mir zu, daß es dröhnte. Ich flog die Treppe hinauf nach meinem Zimmer und schaute hinter dem Vorhang nach ihm hinunter. Da stand er und hielt den Kopf gesenkt, als ob er in der Kirche wäre.

„Was für ein lächerliches Paar wir sein werden!"

Heimatmuseum der Stadt Wilsdruff WILSDRUFF
SLUB Wir führen Wissen.